

Die deutsch-französischen Beziehungen in der Phase der Deutschen Einheit und des Vertrags von Maastricht*

Joachim Bitterlich

Lieber Herr Küsters, meine Damen und Herren, im Lichte der bisherigen Vorträge sollte ich jetzt das Manuskript beiseite legen und letztlich versuchen, in einem Hin und Her den Bogen der Geschichte der letzten 25 Jahre zu spannen.

Daher zunächst zu Frau Guérot. Für mich kam der zweite Bruch in den deutsch-französischen Beziehungen 1995 mit der Wahl von Jacques Chirac zum Präsidenten der Republik. Zwischen Chirac und Kohl ist nie eine echte Vertrauensbeziehung entstanden. Chirac war für uns Deutsche, verzeihen Sie, wenn ich das so direkt sage, ein äußerst schwieriger, letztlich nie ein verlässlicher Partner. Ein Aspekt wird zumeist falsch dargestellt, die Wehrdienstfrage. Frankreich hat die Wehrpflicht abgeschafft, das war Chirac, aber es gab zwischen Helmut Kohl und Jacques Chirac abendfüllende Diskussionen über dieses Thema. Helmut Kohl hat drei Monate versucht, Chirac seine Auffassung nahezubringen. Nur Chirac hatte sich entschieden und war von seiner vorgefassten Meinung einfach nicht abzubringen. Kohl hat ihn mehrfach gewarnt, aber es war in der Beziehung hoffnungslos und das Kern-Argument von Chirac war für mich ein durchaus verständliches aus der Lage meiner eigenen Söhne heraus. Er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit von Wehrgerechtigkeit im System.

Zu Ulrike Guérots Ausführungen eine zweite Bemerkung: Wir stehen heute meiner Meinung nach vor der Notwendigkeit der Neuordnung der Europäischen Union. Wir sind angekommen bei Themen, die den Kernbereich nationaler Souveränität betreffen. Wir haben einmal gedacht, wir hätten das wunderbar gelöst, indem wir ein Europäisches Parlament in Direktwahl wählen und seine Kompetenz stetig verstärken. Nur dieses Europäische Parlament ist aus meiner Sicht nie dort angekommen, wo wir gemeint haben, dass es hinkommt. Und wir haben leider eines völlig unterschätzt, nämlich die Rolle und das Selbstverständnis nationaler Parlamente, die letztlich der Legitimität näher stehen als das Parlament in Straßburg, das weit entfernt von der Realität ist, wenn Sie so wollen. Wir haben da ein echtes Problem! Eine Lösung kann für mich nur in einem stärkeren Miteinander bestehen, der Entwicklung einer „Vertretung“ der nationalen Parlamente hin zu einer Art 2. Kammer.

Interessant ist, es gibt eine gewisse Debatte über Europa nur in Deutschland. Wir reden zwar vielsagend über „Politische Union“, meinen heute aber etwas

* Ausgearbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 22. November 2012 auf dem Petersberg in Königswinter.

völlig anderes als das, was wir in der Zeit von Helmut Kohl damit gemeint haben. Wir reden über Föderalismus und Parlamentarismus, nur die anderen in Europa verstehen uns nicht. Vor allem auch unsere französischen Nachbarn verstehen uns überhaupt nicht.

Frankreich ist eine republikanische Monarchie oder eine Wahlmonarchie mit einem sehr schwach ausgeprägten Parlamentarismus. Ich denke hier an ein einfaches Beispiel. Mir sagte vor einigen Monaten der alte Verteidigungsminister vor der Wahl in Paris: „Was soll ich nur machen, wir haben ein großes Problem mit Deutschland. Ihr seid für uns in der Sicherheitspolitik unsichere Kantonisten geworden. Ihr seid nicht verlässlich! Ihr habt eine Parlamentsarmee, damit kann man nicht arbeiten!“ Und ich antwortete ihm: „Das ist so! Wir werden das auch nicht ändern können und nicht ändern wollen. Nur ich mache Ihnen den Vorschlag, gehen Sie bitte nach Berlin, suchen Sie den Dialog mit dem Verteidigungsausschuss. Versuchen Sie, eine Vertrauensbildung aufzubauen.“ Er schaute mich erstaunt an und sagte: „Ja, Sie haben im Grunde recht! Aber das kann ich nicht machen. Dann meinen auf einmal die Kollegen in Paris, ich müsste das dort auch tun und das entspricht nicht unserem Verständnis und im Übrigen handelt es sich um eine Vorbehaltsmaterie des Präsidenten, ihn müsste man fragen! Das ist nicht unser System.“ Ich vereinfache hier. Nur wir stehen im Grunde vor der Notwendigkeit, über die Behandlung von Kernfragen nationaler Souveränität, zu entscheiden, die wir zum Teil bereits abgegeben haben bzw. deren nationale Ausübung im Alleingang immer weniger Sinn macht.

Zugleich geht es darum, wie organisieren wir uns in einer optimalen Weise, auch in einer Weise, in der auch andere in Europa letztlich ihr Gesicht erkennen und ihr Gesicht nicht verlieren. Frankreich ist heute in einer Lage, die ich vielleicht noch, weil ich dort lebe, etwas schärfer und härter sehe, als Ulrike Guérot es erläutert hat. Frankreich hat, wenn Sie so wollen, nicht erst seit 2006, ich setze dieses viel früher an, letztlich wirtschaftlich den Anschluss – bzw. auch seine politische Rolle – verloren. Und ausgerechnet die Deutschen haben wirtschaftlich die Kurve nach einer Schwächeperiode gekriegt. Und das verstehen die Franzosen da drüben nicht, weil sie einfach nicht bemerkt haben, was sich hier abgespielt hat über die Jahre. Wenn ich den Franzosen erzähle, auch die Deutschen haben ebenfalls einige Zeit gebraucht bis zu Reformen, so zählt das nicht.

Nein, sie sehen das Ergebnis! Die französische Industrie hält heute mit der deutschen nicht Stand. Wir reden heute in Paris ernsthaft darüber, was Frankreich zum Beispiel angesichts der Tatsache tun muss, dass die Zukunft eines traditionsreichen Automobilwerks mit 40.000 Mitarbeitern in Frage steht (Peugeot/PSA). An sich sagen ihnen die Analysten, die Firma müsste geschlossen werden. Wir haben eine Überproduktion und das ist nicht durchzuhalten. Nur stellen Sie sich bitte vor, eine symbolische Firma in Frankreich wie die

PSA muss zumachen. Gleichzeitig sagt mir der gleiche Analyst, übrigens Renault ist nicht weit davon entfernt und wackelt auch. Frankreichs Industrie ist unaufhaltsam im Niedergang.

Nur wir Deutschen, wie lange haben wir gebraucht bis zur Arbeitsmarkt- und zur Rentenreform, meine Damen und Herren? 17 Jahre! Ziehe ich die deutsche Einheit davon ab, sind es immerhin noch neun Jahre – alleine Schröder hat auch fünf Jahre gebraucht! Solch einen Tanker wie Deutschland oder Frankreich umzusteuern, ist ungeheuer schwierig, und manche in Deutschland erwarten heute von anderen in Europa, dass all dies in einem Jahr gelingt! Und ein François Hollande hat ja die Wahl nicht gewonnen, weil er der Überzeugendste von allen ist. Das war eine Antiwahl in Wahrheit. Es war gegen Sarkozy, er war nicht mehr glaubwürdig. Und was macht Hollande: Er versucht in der jetzigen Lage glaubwürdig zu bleiben. Das heißt, er erfüllt zunächst einmal Wahlversprechen. Er weiß genau wie es um Frankreich bestellt ist, wie die Lage ist. Er sucht einen Weg: Wie komme ich da raus?

Dann sind auf der anderen Seite des Rheins, wenn Sie wollen, auf der Seite auf der wir sind, die Deutschen, die oft im Reflex dem Leitsatz folgen: „Nach dem deutschen Wesen soll die Welt genesen oder soll die EU genesen!“ Wir haben aus der Sicht mancher unserer Landsleute das Rezept, das Patentrezept. Und wir verstehen nicht, dass das restliche Europa nicht genauso funktionieren kann und will. Wir haben die Schwierigkeit, uns letztlich von unserer nationalen Nabelschau zu lösen und europäisch zu denken. Das Ganze zeugt heute von etwas, was mich fast erschrocken macht als einer der, wie der Franzose sagt, ein Passeur ist, ein permanenter Wanderer zwischen zwei Welten. Diese beiden Welten sind sich letztlich unbekannt geblieben. Und das ist ein großes Problem. Die Bonner werden mir sofort sagen, das liegt daran, dass ihr nach Berlin umgezogen seid!

Es ist, meine Damen und Herren, ein bisschen zu einfach. Nur, wenn Sie zurück schauen, der erste Bruch in dieser Beziehung war in der Tat die Zeit 1989/1990. Nur damals hat es Helmut Kohl noch geschafft, auch Dank eines François Mitterrand, diese Beziehung nach einer Schrecksekunde im September 1989 bis Januar 1990 wieder auf die Reihe zu bekommen und letztlich mit den Franzosen einen wirklich „historischen Kompromiss“ in der Europapolitik auszuhandeln. Die Franzosen haben sich damals gebeugt und haben das deutsche Modell der Währungsunion akzeptiert.

Damit bin ich beim ersten Schwachpunkt der Wirtschafts- und Währungsunion, der wirtschafts- und finanzpolitischen Koordinierung. Die Franzosen haben sich damals genauso linkisch benommen, wie wir uns heute zuweilen benehmen, indem sie sich dem entgegengesetzt haben: Wenn wir die Unabhängigkeit der Zentralbank, der aus ihrer Sicht so „schrecklichen“ Bundesbank, akzeptieren, dann müsst ihr Deutsche umgekehrt eine „Wirtschaftsregierung für Europa“ akzeptieren. Daraufhin haben wir erschreckt gedacht: Um Him-

mels Willen, das artet dann nur aus zu französischem Dirigismus und die hebeln auf diese Weise die Unabhängigkeit der Zentralbank aus. Und unsere Antwort war ein unmissverständliches Nein – aus heutiger Sicht ein Fehler! Übrigens die Franzosen wussten damals nicht, dass der Präsident der Bundesbank und sein Vize zweimal im Jahr Gäste des Bundeskabinetts waren. Das war ihnen nicht geläufig, ja fremd. Als sie es erfahren haben, waren die Kollegen in Paris fassungslos.

Aber damals haben wir den politischen Kompromiss letztlich irgendwo anders gesucht, nämlich in den deutsch-französischen Initiativen, die betrafen andere Kernbereiche von Souveränität, nämlich Außen und Sicherheit sowie Innen und Justiz. Also Polizei, Immigration, Asyl, gemeinsame Außenpolitik, das Euro-Korps, gemeinsame Entwicklung von Sicherheitspolitik und Verteidigung. Diese Vorstellungen haben wir leider damals in Maastricht nicht durchsetzen können. Es waren für Helmut Kohl Kernelemente der Politischen Union. Wir sind gescheitert nicht nur an den Engländern, letztlich an der vereinten Kraft von Administration, der Innenminister, die sich vehement wehrten – ich nehme den deutschen nicht aus. Wir sind gescheitert an der vereinte Kraft der Verteidigungsminister und der Außenminister, die mit Schrecken darauf schauten, was Kohl vorhat; er enteignet uns faktisch und will das Ganze europäisieren.

Vielleicht war die Zeit auch noch nicht ganz reif dafür. Helmut Kohl sagte mir oft: Achtung, ich unterschreibe diese Initiativen sofort. Aber das letzte Glied in der europäischen Einigung wird die gemeinsame Außenpolitik sein. Dort sitzen lange gewachsene Traditionen und Bilder fest. Dafür werden wir am längsten brauchen. Aber er war überzeugt, wir werden das schaffen.

Nur wir sind heute, 2012, nicht soweit mit den Franzosen, wie wir mit Mitterrand und seiner Mannschaft 1990/1991 waren. Da ist ein Problem. Das nenne ich „den ersten Bruch“. Zunächst Chirac, das ist der nächste Bruch. Dann Schröder-Chirac, das ist der nächste Bruch in den nächsten Folgejahren, das hat Frau Guérot richtig beschrieben.

Nur gehen wir einmal in der Geschichte zurück. Ich komme auf diese Bewertung noch einmal zu sprechen. Gehen wir einfach einmal zurück in das Jahr 1989: Was hat sich abgespielt aus Pariser Sicht? Über Deutschland haben wir alle genug gelesen. Frankreich war völlig verunsichert. Was spielte sich da in Mittel- und Osteuropa ab? Ungarn, Tschechoslowakei, Polen, DDR, Gorbatschow? Frankreich sah sich auf einmal in dieser Beschleunigung im Grunde völlig verunsichert in Bezug auf die Zukunft seiner eigenen, in gewisser Weise auf dem Kontinent dominierenden politischen Rollen. Die Felle schwammen weg, urplötzlich! Und wer war der natürliche Profiteur aus französischer Sicht? Die Deutschen!

Deutschlands Öffnung und Schwenk nach Osten, das ist ein Thema, das sich in der politischen Klasse von Paris bis heute hält. Vorige Woche schrieb noch

einer der alten Kollegen Botschafter, heute bei einem amerikanischen Investmentfonds tätig: „Deutschland wird gaullistisch!“ Gemeint ist damit, die Deutschen emanzipieren sich von der EU und von der NATO. Sie werden eine selbständige Rolle in Europa übernehmen und das Korrelat mit Frankreich wird nicht mehr bestehen. Das ist die Furcht seit Herbst 1989. Und es ging letztlich bis zur Angst der Franzosen vor einem deutschen Separatfrieden mit Gorbatschow, mit den Russen. Mich sprechen heute noch Franzosen an auf die Rolle von Hans-Dietrich Genscher bei den Vier-plus-Zwei-Gesprächen, wie die Franzosen sagen – wir sagen Zwei-plus-Vier-Gespräche, daran sehen Sie so kleine Unterschiede –: Genscher war doch mit Schewardnadse für einen Deal einschließlich der Neutralität Deutschlands und ist lediglich durch Baker, dem Abgesandten von Bush, ausgebremst worden.

Diesen Verdacht hören Sie heute noch regelmäßig in Paris. Das heißt, die Amerikaner haben euch bzw. Genscher bei der Stange gehalten. Damals hatten die Franzosen, das darf man auch nicht vergessen, zu den Amerikanern, zu Bush sen, ein Nichtverhältnis. Das enge Verhältnis war hier, in Europa, zwischen Paris und Bonn. Die Zeichen in Paris standen auf Alarm. Mitterrand war immerhin soweit zu sagen: Stopp, man kann dem Deutschen das Selbstbestimmungsrecht nicht verwehren, wenn sie das hinbekommen: Selbstbestimmungsrecht, demokratisch, aber eingebettet in europäische Strukturen. Die französische Nomenklatur ging viel weiter. Sie war weitaus skeptischer. Und die treibende Kraft aus meiner Sicht war Roland Dumas, der beste Freund von Hans-Dietrich Genscher. Aus meiner Sicht war er es, der letztlich versucht hat, Mitterrand immer wieder zu bremsen.

Und es gab natürlich auch damals Berichtskanäle. Ich habe die Freude gehabt, im Élysée damals die Berichte des französischen Botschafters lesen zu dürfen. Das war schon erhellend. Er schrieb diese natürlich im Licht des Erwartungshorizonts in Paris! Diese werden übrigens nie veröffentlicht, die Franzosen haben nicht eine Gesetzgebung wie die Deutschen, Stichwort Informationsfreiheitsgesetz. Das gibt es dort alles nicht. Nur, damals war für die Franzosen Alarmstufe Nr. 1, daher auch die höchste Sensibilität vor allem, was aus Bonn damals kam. Vergessen Sie bitte auch eines nicht: Es war französische EG-Präsidentschaft. Jeder Präsident will ein Zeichen setzen. Und die Franzosen hatten in Paris ein einziges Ziel im Kopf, jetzt, im Dezember 1989 in Straßburg, als nächste Stufe, eine Regierungskonferenz über die Wirtschafts- und Währungsunion einzuberufen. Dann kommt die gesamte Entwicklung Mitteleuropas einschließlich DDR dazwischen, dann kommt auf einmal die Öffnung der Mauer als die große Überraschung, die in Paris keiner erwartete, mit der keiner rechnete. Dann kommen auf einmal die 10 Punkte Helmut Kohls im Deutschen Bundestag, die in Wahrheit keine Revolution darstellten, sondern letztlich eine Zusammenfassung deutscher Positionen, etwas prägnant formuliert mit einer vagen Öffnung am Ende – und dazu nicht konsultiert mit

Paris! Im Übrigen sei die Frage erlaubt: Hätte Paris in einer solchen Frage nationaler Bedeutung je uns oder einen anderen engen Partner konsultiert?

Darüber hinaus kommt ein paar Tage später ein Brief im Élysée an von Helmut Kohl, der sagt: Währungsunion ja, wir müssen diese weiter vorbereiten. Aber wir müssen doch für die demokratische Legitimierung der fortschreitenden Integration sorgen, indem wir vor allem die demokratische Verankerung des Europäischen Parlaments, seine Rechte verstärken, plus Ideen, die noch darüber hinausgehen. Damals fiel zum ersten Mal das Wort „Politische Union“ als Korrelat zur Wirtschafts- und Währungsunion. Das wurde in jenen Wochen erfunden. Die natürliche Reaktion in Paris war: Das ist wohl der Gipfel. Erst jagen sie uns in diese Ecke, dann spielen sie voll auf Verzögerung, in Wahrheit wollen die nicht. Das wurde uns letztlich unterstellt.

Es war schwierig, den Franzosen zu vermitteln, was wir wollen und in welche Richtung wir wirklich denken und wie wir weiter vorgehen wollen. Wir waren für sie ein Buch mit sieben Siegeln geworden. Dann kam dieser für mich im Grunde unsägliche Europäische Rat von Straßburg mit einem ersten Tag, an dem zum ersten Mal offen über die Frage der deutschen Wiedervereinigung, der deutschen Einheit gesprochen wurde; mit einer Dame von der Insel, die völlig auf Contra geschaltet war und auf dem Kontinent einen Eiferer neben sich hatte, der schon immer so ein bisschen die Brücke spielte zu der Insel: Das war der Holländer Ruud Lubbers. Ansonsten spielte Mitterrand, weil er selbst noch nicht klar wusste, wie er sich verhalten sollte, den Moderator. Aber nicht den Moderator wie im deutschen Fernsehen, sondern wie in den französischen Talkshows, der sagt nämlich nicht seine Meinung, sondern gibt das Wort weiter, nicht mehr. Und parallel musste Hans-Dietrich Genscher eine halbe Nacht mit seinen Kollegen kämpfen, um Schlussfolgerungen zu erreichen, die einigermaßen das Recht der Deutschen auf Wiedervereinigung sicherstellten, mit allen Kautelen, die überhaupt in diese Erklärung zu packen waren. Das war „KSZE-hoch 2“, wenn Sie wollen.

Das i-Tüpfelchen des Gipfels am nächsten Tag war das traditionelle Frühstück Kohls und Mitterrands. Mein Protokoll ist damals ohne mein Dazutun veröffentlicht worden durch meinen damaligen Chef, Horst Teltschik, der nicht dabei war und mich auch nie gefragt hat, ob das so rechtens sei. Ich hatte ja auch kein „Copyright“ am Protokoll. Das erschien in seinem Tagebuch über die deutsche Einheit. Aber das Faszinierende war, über den Europäischen Rat haben wir nicht geredet, sondern wir haben über Mitterrands Frage geredet: „Lieber Helmut, soll ich denn jetzt nach Ost-Berlin fahren oder nicht? Soll ich an meiner Reise festhalten oder nicht?“ Natürlich sagte Kohl ihm ganz klar: „Bitte, lieber François, machen Sie sich Ihr eigenes Bild!“ Stellen Sie sich mal vor, Kohl hätte ihm gesagt: „Bitte fahren Sie nicht!“ Irgendjemand auf französischer Seite hätte dies doch mit gespielter Entrüstung rausgestochen.

Diese Reise, die in gewisser Weise in Reinform wurde, weniger durch Ost-Berlin, aber vor allem durch den Aufenthalt in Leipzig, als die Studenten trotz Kontrolle auf einmal unbotmäßig wurden und Mitterrand eine Frage stellten, die in keiner der Vorbereitungsmappen enthalten war: „Herr Präsident, wieso brauchen wir ein Visum, um an die Seine zu fahren?“ Das war der Schlag letztlich, wo ihm bewusst wurde, was sich in der DDR entwickelt hatte. Das deutsch-französische Verhältnis war ins Schlingern geraten. Auch die Umgebung war verunsichert. Es war schwierig mit den Pariser Kollegen umzugehen, die alle unter Druck standen. Sie wollten im Grunde nur wissen: Was wollt ihr? Wohin wollt ihr? Wie wird die Bewegung sein?

Ich muss heute sagen aus der Sicht zurück: Es ist letztlich bemerkenswert wie rasch wir damals diese Irritation überwunden haben. Ich setze dieses an mit dem Gespräch von Latche im Januar 1990, als Kohl und Mitterrand alleine an der Südwestküste Frankreichs spazieren gingen, und im Grunde Helmut Kohl Mitterrand klarmachte: „Ich stehe zum europäischen Engagement, zu Deutschland und zu Deutschland in der NATO und der europäischen Integration in der Zukunft. Ich hoffe sehr, dass wir die Wiedervereinigung so hinbekommen. Anders ist es mit mir aber nicht zu machen.“ Es gab in der Folge ein geschürtes Missverständnis, vor allem aus der französischen Administration heraus, aus der Politik, geschürt durch die Polen, das war die berühmte Frage der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, die in Wahrheit keine Frage war. Das war eine Frage des Timings für die Gesamtdeutschen.

Aber ich sage aus der heutigen Sicht: Wir haben im Grunde diese nur kurze Phase der Irritation der Überzeugungskraft Helmut Kohls und dem Vertrauensverhältnis zwischen Kohl und Mitterrand damals zu verdanken. Es war eine – geschichtlich betrachtet – kurze Schrecksekunde, die wir relativ rasch wieder überwunden haben. Offiziell haben wir noch eine gewisse Zeit gebraucht, denn ich hatte damals ab Januar mich daran gesetzt, mit Élisabeth Guigou, eine deutsch-französische Initiative vorzubereiten; nämlich eine gemeinsame Linie in Sachen weiteren Vorgehens in der Wirtschafts- und Währungsunion und gleichzeitig Politischer Union. Élisabeth Guigou träumte, die Regierungskonferenz ab Frühjahr 1990 zu führen und nicht, was wir im Kopf hatten, Ende 1990! Wir haben das dann aber hinbekommen und Mitterrand, der unter Druck stand, hat noch gewartet bis zum Tag der ersten freien Wahl in der DDR bzw. heute den neuen Bundesländern, bis er dann das endgültige grüne Licht gegeben hat. In Wahrheit stand der Text vollkommen fertig seit Februar. Wir waren dann wieder – auch nach außen – auf einem gemeinsamen Gleis.

Nur in Wahrheit waren wir uns auch über die Währungsunion nicht einig. Ich erinnere mich, als ich das Mandat der beiden Regierungskonferenzen auf Bitten der Italiener im Herbst 1990 schrieb, habe ich mir noch in Rom mit Herrn Jean-Claude Trichet, damals Finanzstaatssekretär, einen Kleinkrieg geliefert über die Frage der Unabhängigkeit der Zentralbank, über den Namen

der künftigen europäischen Währung und, und, und! Wir waren nicht einig. Und wer heute behauptet, die Währung, der Euro sei ein Preis für die Deutsche Einheit gewesen, irrt aus einem ganz einfachen Grunde: Die Idee der Währungsunion ist entstanden lange bevor die deutsche Einheit wieder aktuell wurde, nämlich im Sommer 1988 in Hannover. Das Konzept begann zu entstehen zwischen Sommer 1988 und Frühjahr 1989 im Delors-Ausschuss, eine Serie von Fragen blieb offen bis zu Maastricht im Dezember 1991. Und die Deutschen haben sich damals voll durchgesetzt und nicht die Franzosen mit ihren Vorstellungen. Eine Art Gegengewicht sollte dann die Politische Union sein. Und das Interessante war damals, dass wir ab April 1990 bis in den Spätherbst 1991, bis kurz vor Maastricht, eine Fülle von weitreichenden deutsch-französischen Initiativen erarbeitet haben, die es in der Form wie in ihrer Tragweite auch nie wieder gab.

Wir waren damals nie so vermessen zu meinen, wir machen es völlig alleine, sondern wir haben es immer übernommen: Du konsultierst den einen oder anderen, um auf diese Weise zumindest gleich einige im Boot zu haben. Wir sind in der Innenpolitik und Justiz absolut weitergegangen als wir es in den zehn Jahren danach geschafft haben. Den Rückstand haben wir etwas aufgeholt! Wir sind in der Außen- und Sicherheitspolitik erheblich weitergegangen. Ich weiß, einige Besserwisser erzählen dann sofort, das riecht so nach Fouchet-Plan und ähnlichem. Na und? Aber das war damals der Versuch, Dinge echt nach vorne zu bringen und wer hat uns kritisiert? Das waren die Engländer und die Holländer, die beide meinten, wir seien die Totengräber der NATO. Und das einem Helmut Kohl zu unterstellen war mehr als starker Tobak.

Meine Damen und Herren, ich könnte jetzt dieses Jahr 1990 aus dem europäischen und besonders dem deutsch-französischen Blickwinkel noch einmal im Einzelnen betrachten. Ich habe darüber in der Vergangenheit geschrieben und ich glaube, das ist das einzige Dokument gewesen, das je die Paraphe trägt des Chefs des Bundeskanzleramts und des Kanzlers selbst. Das ist in einem Buch erschienen. Und ich hoffe, die Adenauer-Stiftung wird so nett sein und das in die Konferenzkanäle aufzunehmen.¹ Daher will ich Ihnen die Lesestunden ersparen.

Ich will im Grund auf etwas völlig anderes hinaus, nämlich auf die Währungsunion aus heutiger Sicht. Denn es wird heute immer wieder gesagt: Achtung, die Währungsunion leidet unter Schwächen. Ja, eine habe ich vorhin genannt: Die Frage der Wirtschaft! Wir hätten damals und in der Folge aktiv

1 Joachim Bitterlich: Frankreichs (und Europas) Weg nach Maastricht im Jahr der Deutschen Einheit, in: Werner Rouget: Schwierige Nachbarschaft am Rhein. Frankreich-Deutschland. Hg. von Joachim Bitterlich und Ernst Weisenfeld. Bonn 1998 (in gekürzter Fassung erschienen in: Die Zeit Nr. 20, 7. Mai 1998; http://www.zeit.de/1998/20/Anfangs_frostig_spaeter_europaeisch, Abruf. 6. Juni 2013).

nachdenken müssen, über das notwendige Maß von Konzertierung oder Harmonisierung, vor allem einer permanenten Konzertierung von Wirtschafts-, Finanz-, Haushalts- und Fiskalpolitik. Ich habe das gesagt und geschrieben im Einvernehmen mit meinem Lehrer meiner Studentenjahre, mit Jacques Delors. Nur ich ernte in Deutschland nur Hohngelächter. Ich regte damals an, hierfür einen Delors-II-Ausschuss zu schaffen, bestehend aus Delors, Ciampi und Tietmeyer als den drei besten Exponenten dafür. Nur, der Gedanke ist nie weiterverfolgt worden, das ist heute die Schwäche. Und jetzt versuchen wir dieses unter Druck im Stückwerk hinzukriegen.

Wir reden über Banken! Bankenunion klingt gut und ist wichtig! Nur, wir haben damals Maastricht geschaffen, als die Bankenwelt weder liberalisiert, noch globalisiert war. Wir hatten es damals mit einer anderen Bankenwelt zu tun. Ich verstehe auch diejenigen nicht, die nach uns gekommen sind ab dem Jahr 2000. Selbst einige schlaue Wirtschaftsprofessoren sind einfach nicht darauf gekommen, warum man sich nicht ab dem Zeitpunkt hingesetzt hat und überlegt hat, was ist das Maß angemessener Regulierung eines völlig entfesselten weltweit tätigen Bankensektors. Das Thema wurde im G-7-Kreis angesprochen, mehr aber nicht. Es kommt jetzt, aber – aus meiner Sicht – spät, hoffentlich nicht zu spät und zu schwach.

Natürlich können Sie hinzufügen, wir waren vielleicht politisch naiv. Wir konnten einfach aufgrund der Vorgeschichte nicht glauben, dass ausgerechnet die Deutschen und Franzosen selbst die wesentlichen Kriterien des Vertrages – die berühmten 3 Prozent und die 60 Prozent sind ja schließlich nur Extrempositionen gewesen, übrigens beide Zahlen sind von den Franzosen erfunden worden –, dass ausgerechnet wir diese Kriterien ohne Zögern verletzen. Gehen Sie einmal in Archive, schauen Sie zurück, ja wir sind kritisiert worden, aber in Wahrheit war die Kritik recht milde. Griechenland haben sie dann en passant aufgenommen. Die Punkte waren alle bekannt in Sachen Griechenland. Nur man verwies auf das Europäische Statistische Amt, das war nicht ganz glaubwürdig, der Leiter stand damals unter Korruptionsverdacht.

Ein abschließendes Wort: Ich hatte die Freude, mit Hans-Peter Schwarz vor 14 Tagen in Paris auf dem Podium zu sitzen in der Kombination Historiker und Zeitzeuge. Wir kamen auch zu unterschiedlichen Beurteilungen. Ich finde das natürlich und auch angemessen. Daher hatte ich an sich darauf gehofft, dass die Adenauer-Stiftung, die bei der Diskussion in Paris glorreich durch Abwesenheit glänzte, es erlauben würde, diese spannende Diskussion hier fortsetzen zu können, denn ich meine, den Zeithistorikern ist vor allem eines entgangen: Heute haben wir in Europa eine große Debatte über das, was wir Deutsche nicht gelernt haben: „Führung“. Alle sagen, die Amerikaner, die Chinesen, ihr Deutschen müsst führen. Nur verdammt noch mal, das haben wir nicht gelernt. Uns haben sie alle nach dem 2. Weltkrieg regelrecht eingetrichtert nach dem

Motto, ihr habt soviel Unheil angerichtet, wenn ihr mal geführt habt in Europa, jetzt haltet euch mal bitte zurück.

Der einzige letztlich, der letztlich gezeigt hat, wie es richtig gemacht wird über zehn Jahre, der letztlich der echte Präsident des Europäischen Rates war, nie offiziell, der hinter den Kulissen der permanente „Strippenzieher“ war, der hieß Helmut Kohl. Helmut Kohl war für alle letztlich zehn Jahre lang der anerkannte Führer. Ich setze den Beginn 1988 im Februar der Sondertagung des Europäischen Rats, in der Helmut Kohl im zweiten Anlauf damals die erste große Neuordnung der Finanzen der Europäischen Union in die Tat umgesetzt hat, auch die Verteilung der Gelder in Fonds (Strukturfonds, Kohäsionsfonds). Das war übrigens der Beginn vom Ende von Margret Thatcher. Und Kohl hat diese Rolle zehn Jahre gehabt und die Ironie des Schicksals will es, dass letztlich zwei an Helmut Kohls „Stuhl gesägt“ haben, der eine hieß Tony Blair. Wahrscheinlich noch nicht mal aus bösem Willen, sondern einfach, weil er unvorbereitet war durch seine Leute. Und er meinte bis zur letzten Sekunde, den Deal über den ersten Präsidenten der Europäischen Zentralbank, das ist Sache von Paris und Berlin, die müssen sich einigen. Leider war es nicht so, denn da saß Jacques Chirac. Das ist der andere, der mit dem Kopf durch die Wand wollte – und den Helmut Kohl fünf Monate versuchte, von seiner Idee abzubringen, unbedingt einen Franzosen als ersten EZB-Präsidenten durchzusetzen.

Helmut Kohl ist für mich das Vorbild, wie man dieses Europa führt. Ein früherer sozialdemokratischer Ministerpräsident aus einem kleineren europäischen Land sagte mir noch vor ein paar Wochen: Das war eine wunderbare Zeit! Helmut Kohl hatte für uns Kleine immer Zeit. Wenn er nicht konnte, habe ich dich angerufen. Ihr hattet immer ein Ohr für uns. Ihr wart bereit, auf unsere Probleme einzugehen. Ihr seid nicht damals die Puristen gewesen, wie jetzt die Berliner sind oder die Frankfurter oder die bekannten deutschen Wirtschaftswissenschaftler. Ihr habt zugehört. Ihr seid auf unsere Probleme eingegangen. Das war nicht immer ein sauberer Weg, nein, aber letztlich haben wir dann immer hinter euch gestanden. Das war der Schlüssel für die Entwicklung und Absicherung der europäischen Integration.

Das heißt, das System funktionierte und es erklärt auch, warum die Franzosen damals zur ersten Erweiterungsrunde in den 1990er Jahren Ja sagten, weil Kohl dahinter stand. Helmut Kohl war für sie letztlich die Garantie, dass es funktionierte und dass dadurch das europäische Einigungswerk keinen Schaden erleidet. Wenn mir heute jemand sagt, Helmut Kohl habe deutsche Interessen vernachlässigt. Was hat er je anderes vertreten als deutsche Interessen? Natürlich haben wir einiges vernachlässigt, vielleicht mehr in der innenpolitischen Seite! Ich zitiere das immer wieder als ein Beispiel, und damit will ich aufhören: Kohl hat 1988 angefangen, über Arbeitsmarktreformen und Rentenreform zu sprechen. Wir haben ihm damals das in Frageform für seine Reden

notiert. Es war ein bekannter deutscher Minister, der auf Kohl einredete, bitte nicht, die Zeit ist nicht reif, die Renten sind sicher! Sie erinnern sich an diese herrlichen Worte! Es passierte nichts. Da kam die deutsche Einheit. Dann haben wir den zweiten Versuch gestartet ab Mitte der 1990er Jahre, indem die Kollegen die Gedanken einer Reform des Arbeitsmarktes und der Renten wieder aufgriffen. Damals war es Oskar Lafontaine, der uns mit der Mehrheit im Bundesrat drei Jahre lang ausbremste. Dann kam Gerhard Schröder, der zunächst in die falsche Richtung rannte, der auch wiederum fünf Jahre brauchte, bis Peter Hartz, dem hier das größte Verdienst gebührt, ihn auf die richtigen Gedanken und das Thema in die richtige Richtung brachte, nämlich die Arbeitsmarktreform. 1988 bis 2003, meine Damen und Herren! Es zeigt wie schwierig es ist, ein solches System umzusteuern. Vor dem Riesenproblem stehen wir heute in Frankreich. Wir stehen aber auch vor anderen, ähnlichen Problemen hier in Deutschland, wir müssen wieder lernen, die anderen zu verstehen. Lernen zuzuhören, auf sie zuzugehen!

Heute bin ich am meisten erschrocken, über die Unkenntnis des einen über den anderen. Politologen nennen das die „Illusion der Nähe“. Da ist heute für mich ein echtes Problem in der Kommunikation entstanden. Wir reisen wie die Weltmeister, Grenzen gibt es keine mehr, alles ist offen! Nur in Wahrheit wissen wir immer noch nicht, wo der Schuh des Nachbarn drückt.